Aus "Lienhard und Gertrud"

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **20 (1927)**

Heft [1]: **Schülerinnen**

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus „Lienhard und Gertrud".

Bilder von Martin Usteri in der Ausgabe von 1790.
Begleittext von Dr. H. Stettbacher, Zürich.

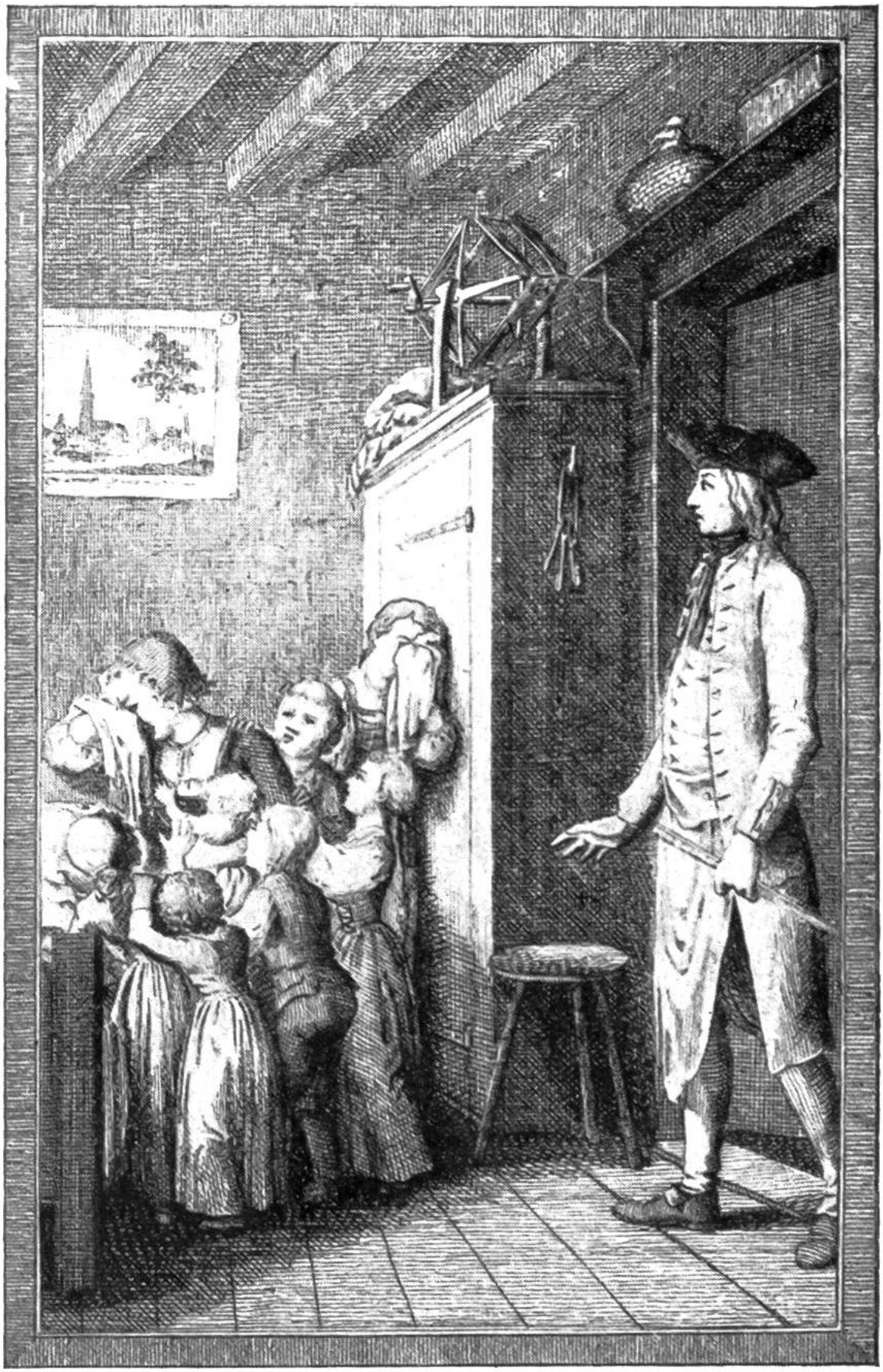
Lienhard findet die Seinen in Trauer.

„Es wohnt in Bonal eine Frau, die ihre sieben Kinder besser erzieht als alle andern. Sie arbeiten ihr vom Morgen bis am Abend und sind gehorsam, frohmütig, herzlich gut miteinander und in allem, was sie reden und angreifen, bedächtlich und sorgfältig. Diese gute Mutter heißt Gertrud, ihr Mann Lienhard, und ist ein Maurer."

So beginnt Pestalozzis Roman „Lienhard und Gertrud".

Das Dorf Bonal ist seit mehr als dreißig Jahren derart verwahrlost, daß die meisten Bewohner herrenlosem Gesindel gleichen. Der alte Junker, dem die Herrschaft über das Dorf zukam, achtete der Bewohner nicht, er achtete nur der Hunde und des Wildes. In all den Dörfern, die zu seiner Herrschaft gehörten, konnten schlaue Männer im Namen des Junkers tun, was sie wollten, und die andern aussaugen, wie sie wollten. So waren denn all die Dörfer voll solcher Blutsauger. Unter ihnen war Hummel, der Untervogt zu Bonal, einer der schlimmsten. Er war zugleich Wirt. In seinem Hause lockten Schurken den gutmütigen Gästen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche. Eben zu diesen Gutmütigen und Schwachen gehörte auch der Maurer Lienhard. Bei Spiel und Trunk kam er um seinen Lohn. Zwar bereute er allemal, wenn dies geschehen war; es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud, seine Frau, und seine Kinder Mangel leiden sah; aber die Verführer waren stärker als seine Reue. Gertrud sah die Gefahr, die der Familie drohte, und schließlich konnte sie ihr Leid vor den Kindern nicht mehr verbergen. Als diese sich an sie drängten und nach der Ursache der Traurigkeit fragten, da begann sie zu weinen, und alle Kinder weinten mit ihr.

So fand Lienhard die Seinen in Trauer, als er am Mittwoch vor Ostern heimkehrte. Ihr Unglück griff ihm ans Herz. Und die schmerzerfüllten Worte Gertruds ließen in ihm den Entschluß reifen, es müsse anders werden. Aber er schuldete dem Untervogt Hummel dreißig Gulden. Der wird ihn nicht freilassen.



Lienhard findet die Seinen in Trauer.

Arner verweist dem Untervogt sein Tun den Armen und Notdürftigen gegenüber.

Gertrud verweist Lienhard auf Arner, den neuen Junker. Sicher wird dieser helfen, wenn ihm Lienhard sein Leid darlegt. Und da Lienhard es nicht wagt, vor den Junker zu treten, entschließt sich Gertrud, selbst ins Schloß zu gehen. Den Säugling auf dem Arm, wandert sie am folgenden Morgen den zwei Stunden weiten Weg zum Schloß und klagt Arner mit der eigenen Not die Not des Dorfes. Der Junker hört aufmerksam zu und sagt ihr endlich: „Dafür bin ich hier, dem Elend und Unglück meiner Dörfer abzuhelfen und den Gewalttätigkeiten ein Ende zu setzen." Die Kirchhofmauer in Bonal ist zerfallen, die Kirche muß ausgebessert werden. Der Junker möchte sie durch Lienhard ausbessern lassen, um der Familie Verdienst zu verschaffen; darum kommt er gleich am nächsten Tage selber nach Bonal. — Da er auf dem Kirchhof erscheint, sammelt sich viel Volk aus dem Dorfe um ihn her, den guten Herrn zu sehen. Der Vogt will die Leute mit barschen Worten wegweisen. „Seid ihr müßig, oder ist's Feiertag, daß ihr alle Zeit habt, hier herumzuschwärmen", fragt er barsch. Doch Arner verweist ihm sein Tun: „Vogt," spricht er, „ich habe es gern, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben und selbst hören, wie ich es mit dem Bau haben will." — Lienhard, der Maurer, soll gerufen werden, und da er eben im Dorfe einer Arbeit nachgegangen ist, entschließt sich Gertrud, statt seiner auf den Friedhof zu gehen. Als der Junker ihr mitteilt, daß er ihrem Mann den Kirchenbau übergeben wolle, bemerkt sie stammelnd, die Kirche sei so nahe beim Wirtshaus. Sie fürchtet, Lienhard werde wieder ins Wirtshaus gelockt und dort von neuem zum Schuldenmachen veranlaßt werden. Arner, der Junker, der schon mehrfach Klagen über seinen Untervogt gehört, verweist diesem sein Tun: „Ich halte einen Straßenräuber und Mordbrenner für ein kleines Übel im Lande gegen einen Mann, der unter dem Schutze des obrigkeitlichen Ansehens die Armen und Notdürftigen aussaugt und ihnen Fallstricke legt, denen sie kaum ausweichen können." — Das ward ein harter Tag für den Untervogt Hummel, der bisher im Dorfe nach seinem Gutfinden geschaltet hatte.

Arner verweist dem Untervogt sein Tun
den Armen und Notdürftigen gegenüber.

Ruedeli gesteht der Großmutter, er habe Erdäpfel gestohlen.

Im Hause neben Lienhard wohnt der arme Ruedi, dessen Frau vor Jahren gestorben ist. Die Großmutter hat bisher die Kinder besorgt. Nun liegt auch sie im Sterben. Ruedi klagt darüber, daß er der alten Mutter so wenig bieten könne, weil er selber so arm sei. Doch die Sterbende tröstet ihn: „Wenn die reife Frucht im Herbste fällt und der Baum sich zur Ruhe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens dem Menschen wie heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm dann nur ein Traum." Aber eine Sorge hat die sterbende Großmutter: ihr Enkel, der kleine Ruedeli hat am Tage zuvor, hinter ihrem Bette versteckt, verstohlen Erdäpfel gegessen. Er hat den Geschwistern auch gegeben, und auch sie haben verstohlen gegessen. „Diese Erdäpfel sind nicht unser," klagt die Großmutter, „sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben; er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal tat." Und wirklich, der Ruedeli gesteht, daß er die Erdäpfel dem Nachbar Lienhard gestohlen habe. Er geht auf den Wunsch der Sterbenden mit seinem Vater ins Nachbarhaus hinüber, um für den Diebstahl Abbitte zu tun. „Verzeih es uns, Gertrud!" spricht der Vater. „Die Großmutter ist auf dem Todbett; sie hat von uns Abschied genommen; auch sie läßt dich um Verzeihung bitten. Ich kann dir die Erdäpfel nicht zurückgeben, aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! Der Knabe hat's aus dringendem Hunger getan."

Der kleine Ruedi muß Gertrud versprechen, daß er nichts mehr nehmen will. „Du hast eine brave Großmutter, werde auch so fromm und brav wie sie", mahnt Gertrud den Kleinen. „Tu es nicht mehr, du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag es mir." Sie füllt Ruedeli die Tasche mit dürrem Obst und begleitet ihn dann zur Großmutter zurück, um die Sterbende selbst noch zu trösten.

Ruedeli gesteht der Großmutter, er habe Erdäpfel gestohlen.

Der abergläubische Hummel glaubt sich vom Teufel verfolgt.

In seinem Zorn über die neue Ordnung, die in Bonal eingeführt wird, nimmt der Untervogt Hummel spät in der Nacht Pickel, Karst und Schaufel, um draußen auf dem Berg einen Markstein zum Schaden des Schloßherrn zu versetzen. Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann kommt aus dem Gebüsche heraus auf ihn zu. Um den Mann her ist's hell in der finstern Nacht, und Feuer brennt auf seinem Kopf. Der abergläubische Untervogt glaubt den Teufel vor sich zu sehen, läßt Pickel, Karst und Schaufel, Hut und Tabakspfeife liegen und flieht heulend den Berg hinunter.

Es ist nicht der Teufel, der den Vogt am Markstein überraschte, sondern Christoph, der Hühnerträger, der in den umliegenden Dörfern Eier eingekauft hat und erst in später Stunde den Heimweg antrat. Er trägt auf seinem Korb das Fell einer schwarzen Ziege und hat eine Laterne daran hängen, den Weg über den Berg zu finden, denn es ist stockfinster. Da er das Karsten und Schaufeln hört, geht er dem Geräusche nach und überrascht den Untervogt, der ihn eben für den Teufel hält und flieht. Der Hühnerträger stellt den Korb ab, nimmt Pickel, Karst und Schaufel, zieht sie hinter sich den Felsweg hinunter, so daß es fürchterlich rasselt durch die Stille der Nacht und ruft mit hohler, heulender Stimme: „Oh — Ah — Uh Hummel — du bist — mein! — Vogt! — du bist mein!" — Der Wächter im Dorf hört das Laufen und Rufen vom Berg und weckt einige Nachbarn. „Steht doch auf, Nachbarn, und hört, wie es am Berge geht. Es ist, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wollte; hört doch, wie er Mordio und Helfio ruft!" Als ihrer etwa zehn beisammen waren, beschlossen sie, mit Windlicht und mit Gewehr wohl versehen, dem Geräusch entgegen zu gehn. Sobald der Hühnerträger all das Volk, das dem Vogt zu Hilfe eilt, sich nähern sieht, kehrt er um und geht so schnell und still, als er kann, wieder den Berg hinauf zu seinem Korb, packt seine Beute, des Vogtes Pickel, Karst und Schaufel auf, und geht seines Weges. — Ob dem Lärm ist das ganze Dorf lebendig geworden; alles glaubt, der Teufel habe den Vogt holen wollen. Dieser selber zittert wie ein Blatt im Wind, da sie ihn treffen und heimbegleiten.

Der abergläubische Hummel glaubt sich vom Teufel verfolgt.

Die schuldigen Vorgesetzten leisten vor allem Volk Abbitte.

Die Untersuchung, die Arner durchführt, läßt jahrelanges Unrecht offenbar werden. Der Junker hält strenges Gericht. Unter der Linde werden die Bürger von Bonal versammelt. Siebzehn Vorgesetzte, die Gemeingut veruntreut und Gemeinrechnungen gefälscht haben, werden von Arner zur Rechenschaft gezogen. Da sie leugnen und nach Recht und Gericht verlangen, überweist sie Arner vor allem Volk unter der Linde. Der Schreiber verliest aus dem Verzeichnis die Gegenstände, die sie im Schloß gestohlen. Jetzt begehren sie nicht mehr auf; sie verlangen nicht mehr nach Recht und Gericht; sie bitten um Gnade. Nun aber müssen sie erst ihre Vergehen darlegen; dann läßt Arner zwölf arme Männer sich in die Vorgesetztenstühle setzen und befiehlt den siebzehn Übeltätern, den zwölf Armen auf den Knien zu Handen der Gemeinde Abbitte zu tun. Er läßt die zwölf Armen die Hüte jener aufsetzen. Die Siebzehn ersticken fast ob der drückenden Abbitte; aber sie muß geschehen. Und Arner sagt ihnen am Ende noch: „Ihr habt es also wollen."

Erst um halb zwei Uhr ist die Gemeindeversammlung vorüber, und um drei Uhr soll sich das Volk schon wieder unter der Linde zusammenfinden. Da legt ihm Arner den Plan vor, wie ein Ried, das bisher nur wenig genützt werden konnte, durch Entwässerung in gutes Wiesland umgewandelt werden könne, so daß jeder Gemeindegenosse neues wertvolles Eigentum erhalte. Arner übernimmt die Erstellung der Wasserleitung und verspricht, daß die Gemeinde für all das neugewonnene Wiesland keine weiteren Abgaben entrichten müsse. „Die erste Pflicht des Menschen," sagt er zur Gemeinde, „ist es, der Armut des Mitmenschen, wo immer man kann, abzuhelfen, damit ein jeder ohne Kummer das Nötige zum Leben erhält." Und diese erste Pflicht aller Menschen gelte ganz besonders für diejenigen, die den andern vorgesetzt sind. Noch verspricht Arner, die Bäume, die sein Großvater auf jenem Lande gepflanzt hat, zu verteilen und aus dem Schloßgarten jedem Bauern junge Bäume zu überlassen. — Jetzt erkennt das Volk, das ob der Strenge zuerst erschrak, in Arner seinen Vater und dankt ihm laut.

Die schuldigen Vorgesetzten leisten vor allem Volk Abbitte.

Die Spinnerkinder kommen, dem Junker mit Freuden zu danken für die erwiesenen Guttaten.

Noch einmal versammelte Arner die Bewohner Bonals unter der Linde, diesmal nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder: alle, die dem Vogt Hummel Geld schuldeten. Es zeigte sich, daß eine arme, alte Frau Brot und Wein beim Vogt holte, weil keines ihrer erwachsenen dreizehn Kinder für sie sorgte. Die junge Frau eines ihrer Söhne aber schuldete für Zucker und Kaffee weit mehr als die Großmutter für Wein. Eine Tochter kam in Samt und Seide daher, die sie noch schuldete, indes die Eltern bettelten. „Ist dies hier dein Vater, und das deine Mutter? Sind das deine Geschwister?" So fragte Arner, und sie mußte zu allem antworten.

Arner eilt, sobald die Verhandlung vorüber ist, von der Gerichtslinde weg in die Einsamkeit des Pfarrgartens. Unterdessen haben sich im Dorfe die Spinnerkinder versammelt, um Arner für die zehntenfreien Äcker zu danken, die den Armen zugewiesen wurden, und zu danken für die Spareinrichtungen, die Arner geschaffen hat. Eines der ärmsten Mädchen ist als Spinnerkönigin geschmückt worden. Arner sitzt auf der Rasenbank im Garten, voll Schmerz und Sorge über das, was er in Bonal gesehen. Da überrascht ihn der Zug der Spinnerkinder. Die Spinnerkönigin tritt vor und spricht ihre Rede:

Lieber Junker Vater!

„Wir arme Spinnerkinder von Bonal kommen, Ihnen mit Freuden für alles Gute, das Sie uns getan, zu danken, weil wir jung sind; und wenn wir alt werden, wollen wir immer tun, was Recht ist und Sie an uns freut, damit wir Ihnen immer mehr lieb werden, und lieb bleiben bis ans Ende unsers Lebens; und dann vergelte es Ihnen Gott in Zeit und Ewigkeit, was Sie an uns getan."

Und die ganze Kinderreihe wiederholt die letzten Worte. Es klingt bis ans Ende der Reihe durch den ganzen Garten. Das war der schönste Dank, der Arner zuteil werden konnte; es war der Blick in eine frohere, glücklichere Zukunft.

Die Spinnerkinder kommen, dem Junker mit Freuden zu danken für die erwiesenen Guttaten.